

# Insel Verlag

## Leseprobe



Rivera Letelier, Hernán  
**Die Liebestäuschung**

Roman  
Aus dem Spanischen von Svenja Becker

© Insel Verlag  
978-3-458-17565-0





Hernán Rivera Letelier

# Die Liebestäuschung

*Roman*

Aus dem Spanischen von  
Svenja Becker

Insel Verlag

Die Originalausgabe erschien 2009 unter dem Titel  
*Fatamorgana de amor con banda de música* bei Aguilar Chilena  
de Ediciones, Santiago de Chile.

Erste Auflage 2013

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2013

© Hernán Rivera Letelier

c/o Guillermo Schavelzon & Asoc., Agencia Literaria

[www.schavelzon.com](http://www.schavelzon.com)

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17565-0

# Die Liebestäuschung



Und so wie manche Familien unter ihren Habseligkeiten auch lebende Tiere mitführten – Zicklein und Lämmer, durch die das Gedränge auf dem Schiff noch quälender wurde –, hatten sie mit einiger Mühe ihren großen Konzertflügel an Bord geschafft. Und in den schwankenden Nächten auf hoher See hatte seine schwindsüchtige Ehefrau Elidia del Rosario unter einem grausamen, von ehernen Sternen funkelnden Firmament noch die Kraft gehabt, der sich auf den Planken an Deck drängenden, düsteren Menschenherde Chopin vorzuspielen. Und in der letzten Nacht ihrer Überfahrt hatte sie sich sogar ein Herz gefasst und einige Verse von Gustavo Adolfo Bécquer vorgetragen, ihrem »Seelendichter«, wie sie ihn nannte. Und all das, wo doch seiner Elidia, die schon von Natur aus ängstlich war, die Nerven aus Furcht vor einem Schiffbruch flatterten. Immerzu hatte sie an den Dampfer denken müssen, der wenige Jahre zuvor mit fünfhundert für die Arbeit in den Salpeterminen angeworbenen Menschen an Bord vor der Küste von Coquimbo gesunken war. Zu allem Unglück waren die in die Laderäume des Schiffs gepferchten Menschen nicht bei der Reederei registriert gewesen, und ihr Tod wurde von den Behörden rundheraus bestritten, aber einige Matrosen, die den Schiffbruch überlebt hatten, berichteten hinter vorgehaltener Hand in den Hafenkneipen da-



von. Außerdem war ihre Großmutter mütterlicherseits Zeugin, hatte sie doch einem Bruder Lebewohl gesagt, der für die Arbeit in der Wüste angeworben worden war, und der blieb für immer auf See.

Die Ladtür sperrangelweit zur gleißenden Wärme des frühen Nachmittags geöffnet, döste der Barbier Sixto Pastor Alzamora – gerötetes Gesicht und prächtiger Zwirbelbart – in seinem Frisörstuhl, bewegte sich schwerfällig in dem schweinsledernen Polster und verlor sich erneut im Treibsand seiner salpetrigen Siesta. In seinem schläfrigen Tran hätte er nicht sagen können, ob er gerade träumte oder die verschwommenen Bilder von seiner Ankunft im Norden seiner Erinnerung entsprangen. Er sah sich selbst zu Beginn des Jahres 1907, zusammengepfercht mit 149 angeworbenen Salpeterarbeitern und deren Familien an Deck des Dampfschiffs Blanca Elena. Er war in Coquimbo an Bord gegangen, mit seiner tuberkulosekranken Frau und seiner siebenjährigen Tochter. Und auf dieser peinigenen Überfahrt war seine arme Frau, die sich auf See unablässig vor dem Ertrinken gefürchtet hatte, schließlich, als im Morgennebel bereits die rostroten Berge von Antofagasta sichtbar wurden, an einem Herzschlag gestorben. Nur wenige Stunden zuvor hatte sie ihn in einer ihrer traurig sentimental Anwandlungen bei der Jungfrau von Andacollo schwören lassen, dass er ihre Kleine, sollte ihr etwas zustoßen, immer behüten und lieben und auch ihr Talent für das Klavierspiel stets fördern würde. »Eines Tages wird sie eine große Konzertpianistin«, hatte seine Elidia zu ihm gesagt. Er hatte sich immer gefragt,

was seine zartfühlende Frau wohl getan hätte, hätte sie an jenem Morgen mitansehen müssen, wie ihr geliebter Flügel, schlecht vertäut auf der Schaluppe, die ihn an Land bringen sollte, in den tosenden Fluten der Bucht von Antofagasta versank.

Er hatte Elidia del Rosario in dem kleinen Dorf Canela Alta, im Hinterland von Ovalle, kennengelernt, und für beide war es Liebe auf den ersten Blick gewesen. Sie spielte Klavier in der Schule, und er war der magerer Lehrjunge im einzigen Frisörladen im Dorf; ein junger, unduldsamer Bursche, der beim Zusammenkehren der Haare hitzige Debatten mit den wortgewandtesten Kunden vom Zaun brach, Debatten, die stets um Fragen der sozialen Gerechtigkeit kreisten und um den sich über die Generationen fortsetzenden Missbrauch durch die Besitzenden. Elidias Eltern waren gegen die Heirat gewesen, ein »Haarfresser« war ihnen für ihre Tochter nicht genehm. Was weniger an seinem bescheidenen Broterwerb lag als daran, dass er im Dorf als Anarchist galt. »Barbiere sind sture und gottlose Gesellen«, hatte Elidias Vater seine Tochter gewarnt. »Und erst recht, wenn sie libertär sind.« Am Ende hatten sie heimlich geheiratet, an einem sonnigen Montag, dem 4. Juli, Elidias einundzwanzigstem Geburtstag. Er war ein Jahr älter als sie. »Wir hatten siebzehn magere, aber glückliche Jahre miteinander«, sagte er oft mit glänzenden Augen zu seiner Tochter Golondrina, wenn die an stürmischen Abenden am Klavier saß und ihn bat, ihr von ihrer Mutter zu erzählen.

Wegen Elidias von jeher angegriffener Gesundheit

hatte es zehn Jahre gebraucht, ehe sie zum ersten Mal schwanger wurde. Und da sie bei der Geburt fast gestorben wäre, beließen sie es bei dem einen Kind. Aus Liebe zur Poesie hatte Elidia für ihre Tochter den Namen Golondrina gewählt, eine Hommage an ein von Schwalben durchsegeltes Gedicht von Bécquer, das sie an ihren melancholischen Abenden gern aufsagte. Das Kind war erst wenige Tage alt, da las Elidia ihm abends zum Einschlafen schon Gedichte vor, die sie aus dem dicken Band *Die schönsten Gedichte für den Vortrag* auswählte. Und als das Mädchen, »schön wie eine Rosenknospe«, eben durch die Wohnung zu krabbeln begann, erlaubte sie ihr – und ermunterte sie mit von Tränen getränktem Lachen –, sich am Flügel hochzuziehen und auf seinen 88 Tasten zu klimpern. Damit ihre kleine Golondrina nicht nur den Klang und die Färbung jeder Note der Tonleiter entdeckte, sondern, wie sie sagte, in den verborgenen Winkeln der Musik auch der unergründlichen Gegenwart des lieben Gottes teilhaftig würde.

Betäubt von der Schwere seiner Siesta, schob sich der Barbier auf seinem Frisörstuhl zurecht, strich sich über den Schnurrbart und schloss seine Finger fest um den Roman von Juanito Zolá auf seinen Knien. Im Musikzimmer am anderen Ende des Ganges hatte seine Tochter Golondrina, die dort auf ihre ersten Vortragsschülerinnen wartete, mit Fingerübungen begonnen, und die langsamen Läufe schienen wie dafür geschaffen, das schwermütige Anbränden seiner Erinnerung zu untermalen, diese unauslöschlichen Bilder aus den kurzen Jahren mit seiner Frau. Wie sehr hatte er sie geliebt!

Alle Verzweiflung der Welt war in sein Herz geflutet, als er sie auf dem Friedhof von Antofagasta beisetzte. Die Schroffheit der Wüstenlandschaft schien seinen Schmerz noch schneidender zu machen. Zwei Wochen hatte er im Zimmer einer Pension im Hafenviertel haltlos um sie geweint, dann hatte er an einem Montagmorgen seine Tochter zu den Nonnen in die Schule gegeben, hatte seine Arbeitsutensilien gepackt und sich auf den Weg hinauf in die Salpetersiedlungen gemacht, um dort seine Dienste anzubieten. Mit seinem Zwirbelbart, seinem Strohhut und seinem unverwechselbaren braunen Koffer durchstreifte er zunächst zu Pferd, dann auf einem Maultierkarren das Hinterland des Zentralbezirks. Zu Anfang wählte er in den Siedlungen einen halbwegs belebten Ort, richtete sich an der Ecke vor dem Lichtspielhaus, neben dem Eingang zum Minenladen oder gegenüber einer Arbeiterkneipe ein. Er besorgte sich ein paar Wellblechplanken gegen die sengende Sonne, bat im nächsten Haus um einen Schemel, legte seine Arbeitsgeräte fein säuberlich in den Deckel des geöffneten Koffers und hängte ein Schild mit seinem Angebot und den entsprechenden Preisen auf: Haarschnitt 5 Peso, Rasur 3 Peso.

Bereits nach kurzer Zeit war er als ein großzügiger Landmann aus Ovalle bekannt und wegen seines Idealismus und seiner flammenden Reden zugunsten der Proletarier unter den Arbeitern überaus beliebt. In vielen Siedlungen boten ihm Familien ihr Vorderzimmer an, damit er arbeiten konnte, wie sich das gehört. Und er zeigte sich erkenntlich, schnitt dem Herrn des Hau-

ses umsonst den Bart, steckte der Frau Gemahlin das Haar auf und schor die Köpfe der gesamten verlausten Kinderschar. Bald nach seinem Auftauchen rühmte man ihn weithin als Meister seines Fachs, Arbeiterversicherungen, Arbeitervereine und Bergmannskapellen überließen ihm freudig ihre Räume und rangelten um das Vorrecht, in den Genuss seiner Dienste zu kommen. Zu jener Zeit war es sein großer Traum, sich einmal in Antofagasta niederzulassen, in einer der florierenden Geschäftsstraßen der Stadt seine eigene Barbierstube zu betreiben und seiner Tochter die bestmögliche Erziehung angedeihen zu lassen. Mehr erhoffte er nicht vom Leben. Und deshalb war er an ausnahmslos jedem Tag der Woche auf den staubigen Straßen durch die Wüste unterwegs.

Einmal im Monat bestieg er in der erstbesten an der Bahnlinie gelegenen Salpetersiedlung den letzten Waggon des Zugs und fuhr übers Wochenende hinunter in die Hafenstadt. Am Morgen besuchte er im dunklen Anzug, mit hochgezwirbeltem Schnurrbart und einem Strauß weißer Kalla in der Hand (Elidias Lieblingsblumen) den Friedhof, weinte untröstlich über seine Witwereinsamkeit und sprach lange mit seiner Frau, deren Andenken ihm lebhaft vor Augen stand. Das Vergehen der Zeit konnte dem engelsgleichen Bild von Elidia del Rosario Montoya im Spiegel seiner Erinnerung nichts anhaben. Am Nachmittag besuchte er, eine Schachtel vom immer gleichen Konfekt unterm Arm, seine Tochter in der von französischen Nonnen geführten Schule für junge Damen. Nach wenigen Monaten Arbeit hatte

er genug Geld beisammen gehabt, um das Versprechen einzulösen, das er Golondrina del Rosario am Tag der Beerdigung ihrer Mutter gegeben hatte. In einem Auktionshaus in der Calle Bolívar erstand er einen französischen Konzertflügel von Érard und schickte ihn, geschmückt mit einer großen Rose aus rotem Transparentpapier, in die Schule. Von da an stand das kleine Mädchen, das von den Nonnen wegen seines vorbildlichen Betragens und seiner Inbrunst beim Gebet »Schwester Golondrina« genannt wurde, im Mittelpunkt aller kulturellen und gesellschaftlichen Ereignisse des Internats, denn die Kleine war nicht nur eine musikalische Naturbegabung, sondern trug auch leidenschaftlich wie eine Bühnenerfahrene Poetin Gedichte vor.

In seinem schläfrigen Dämmer, in dem er sich von den schleppenden Klängen des Klaviers gewiegt fühlte – ihm war unklar, ob sie von weither zu ihm drangen oder im Klangraum seines eigenen Schädels entstanden –, durchzuckte den Barbier flüchtig die Erkenntnis, dass die Melodien, die seine Tochter den Tasten des Klaviers entlockte, seit längerem schon von chronischer Schwermut durchdrungen waren. Mit einem Seufzen rückte er auf seinem Stuhl herum. So anders als andere Frauen war seine Tochter geraten. So fein in ihrem Betragen. Er hatte sich schon manchmal, ganz klassenbewusst, Vorwürfe gemacht, weil er Golondrinas Klavierspiel gefördert und sie obendrein auf eine religiöse Schule geschickt hatte und nicht auf eine staatliche, wo die Tochter eines Proletariers, der auf sich hält, eigentlich hingehörte. Für ihn war nämlich die Geige immer das Instrument der Blin-

den gewesen, das Akkordeon das der Zigeuner und die Gitarre das der Zuhälter, und das Klavier war eben das aristokratische Instrument schlechthin. Und auch wenn er am Ende immer zähneknirschend vor dem einfachen Argument einknickte, dass die Kunst ja kein Luxus für Bessergestellte war, sondern das geistige Bedürfnis jedes Menschen, überzeugte es ihn doch nie restlos. Im Herzen blieb er ein Idealist, daran war nicht zu rütteln. Das hatte er wohl mit diesem Juan Pérez gemeinsam, dem proletarischen Helden aus dem »sozialistischen Roman«, der auf seinen Knien lag und nun, als er auf seinem Stuhl herumrutschte, um eine Fliege aus seinem Schnurrbart zu verscheuchen, schwer zu Boden fiel.

Der Barbier öffnete nur kurz ein Auge und beugte sich vor, um das Buch aufzuheben. In der Tat setzten dem Arbeiter Juan Pérez im Roman die sozialen Ungerechtigkeiten arg zu und schlugen ihm genauso fürchterlich aufs Gemüt wie ihm selbst. Das Buch (das jetzt wieder auf seinen Knien lag) war seinerzeit von den Behörden verboten und verbrannt worden wegen seiner heftigen Kritik am Klerus und der Salpeterindustrie. »Das hier ist eins der ganz wenigen Exemplare, die der Inquisition entronnen sind«, sagte er immer und schwenkte es stolz vor seinen Kunden. Das Buch hieß *Tarapacá*, trug den gewagten Untertitel *Ein sozialistischer Roman*, war vom Autor 1904 in Iquique unter dem Pseudonym Juanito Zolá veröffentlicht worden und seines Wissens der erste Roman, der in der chilenischen Bergbauregion spielte. Er erzählte von der grenzenlosen Willkür, deren Opfer die Arbeiter zu Beginn des Jahrhunderts gewesen waren

und die sich noch heute, ein Vierteljahrhundert später, ungebrochen fortsetzte. Eine Willkür, deren Zeuge er auf seinen beschwerlichen Wanderungen durch die Salpetersiedlungen geworden war, wo die Leibeigenschaft fröhliche Urstände feierte und die ausländischen Ausbeuter, gekleidet wie zur Großwildjagd, ihre eigenen Gesetze schrieben und mit harter Hand durchsetzten. Woran die Regierung, allen voran das jüngste Drecksregime, sie nicht hinderte und so natürlich mitschuldig wurde.

Der Barbier schlug mit der Hand durch die Luft. Im Halbschlaf fiel ihm wieder ein, was er am Morgen über den Diktator gehört hatte, und er dachte, das müsse neben der verflixten Fliege wohl der Grund dafür sein, dass der Frieden seiner Siesta gestört war.

Früh am Morgen, als er gerade dem Bestattungsunternehmer, der ständig über die Krise der Salpeterindustrie klagte, den Bart stutzte und dabei ausführte, welche Ungeheuerlichkeiten sich einige Kapitalistenschweine erlaubten, die selbst aus dem allgemeinen Elend Profit schlugen und jetzt neue Zigaretten mit dem Namen »Krisentöter« auf den Markt gebracht hatten, da war ein Bekannter von ihm in den Laden gekommen und hatte ihm eine druckfrische Ausgabe von *Die Stimme der Wüste* unter die Nase gehalten. Darin war eine Anzeige abgedruckt, in der Musiker zur Gründung einer Blaskapelle gesucht wurden.

»Es stimmt also«, hatte sein Bekannter gesagt.

»Was stimmt?«, hatte der Bestattungsunternehmer gefragt.



»Dass Ibáñez der Schießhund zu uns in die Stadt kommt.«

»Und die da oben wollen ihn auch noch mit einem Ständchen und großem Trara empfangen!«, hatte er sich aufgeregt.

Als der Bestattungsunternehmer unter dem Frisierumhang anmerkte, mit dem Besuch des Präsidenten werde sich hier draußen ja vielleicht das eine oder andere bessern, hatte er gesagt, der Herr Bestatter dürfe sich gern hinwegheben und daheim mit Messer und Gabel eine seiner frisch eingelieferten kalten Platten verspeisen. Und dann hatte er vom Leder gezogen über diesen beschissenen Gernegroß, der nichts Besseres zu tun hatte, als Jagd auf harmlose Schwule zu machen, die er dann auf dem Meeresgrund versenken ließ. Und dass es ja schon brutal genug war, diese armen Christenmenschen zu ersäufen, aber Gewerkschafter mit der Begründung ins Meer zu werfen, es handele sich um warme Brüder, das war wirklich der Gipfel menschlicher Perversion. Erst vor kurzem war nämlich ein Schiff der Marine, angeblich mit einer Ladung Homosexueller, in See gestochen und leer zurückgekehrt. Es waren aber alles Oppositionelle gewesen. Und um das Bild dieser grotesken Verwechslungskomödie abzurunden, in der das ganze Land gefangen war, hatte er, inzwischen rot vor Wut, hinzugefügt, womöglich sei es ihnen noch nicht zu Ohren gekommen, aber in der Hauptstadt wisse jedes Kind, dass der Finanzminister von Ibáñez dem Schießhund ein verkappter Homosexueller war, der seinen politischen Einfluss dazu missbrauchte, an Knaben aus gutem Haus

heranzukommen. Am schlimmsten war aber doch, dass, wie man inzwischen wusste, die meisten der jüngst auf hoher See über Bord geworfenen Oppositionsführer zur Bewegung der Salpeterarbeiter gehört hatten. Und nun besaß der Despot die Stirn und kreuzte in seiner ganzen schweinischen Leiblichkeit vor den Arbeitern auf!

Nein, an den Ungerechtigkeiten hier draußen werde sich nichts ändern, ob der Diktator nun hier herumstolzierte oder nicht, hatte er den Unglücksvogel von Bestatter am Morgen angeblafft. Da könne er Gift drauf nehmen. Die barbarischen Arbeitszeiten »von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang«, was hier draußen hieß, dass die Minenarbeiter vierzehn Stunden am Stück unter der sengendsten Sonne des Planeten schwitzten wie die Affen, daran würde sich nichts ändern. Und nichts an den abartigen Lohnabzügen für eine medizinische Versorgung durch Ärzte, die es gar nicht gab, und Apotheken, die einem immer das Gleiche verschrieben: Lindenblüten bei inneren, Heftpflaster bei äußeren Beschwerden. Und die Wachleute in den Siedlungen, die im Grunde Polizeischergen waren, die würden auch nicht verschwinden; Wachleute mit Peitschen und Armee-Karabinern, die im Dienst der Minenverwaltung zu Scharfrichtern der Arbeiter wurden; gemeine Dreckschweine, die wie Sklaventreiber erbarmungslos Jagd auf jeden Arbeiter machten, der sich ohne entsprechende Genehmigung aus den Minensiedlungen entfernte. Und er hatte gesehen, wie man sie züchtigte, wenn sie geschnappt wurden, und dass man sie sogar mit dem Halsstock herabwürdigte, was ihn am meisten aufregte.

Und an all den Schweinereien, dachte Sixto Pastor Alzamora grimmig, hatten auch die Streiks der Salpeterarbeiter nichts geändert, die in unzähligen, blutigen Massakern niedergeschlagen worden waren. Bei seinen täglichen Gesprächen in der Barbierstube hatte er aus dem Mund von Überlebenden – alten Kämpfern, denen beim Erzählen dicke Tränen auf den Frisierumhang tropften – schreckliche Berichte von den Metzelleien gehört, die im gesamten Minengebiet verübt worden waren. Das Massaker von Ramírez, das Massaker von Buenaventura, das Massaker von Pontevedra, das Massaker in der Santa-María-Schule von Iquique, das Massaker von Barrenechea, das Massaker von Marousia, das Massaker von La Coruña, das Massaker von San Gregorio. »Gesindelschießen« nannten die Militärs diese Metzelleien verächtlich, die von den Industriellen und der gerade amtierenden Regierung, vereint in einem widerlichen Schweigepakt, mit allen Mitteln vor der Öffentlichkeit geheim und aus den Geschichtsbüchern herausgehalten wurden.

Und weil einem die schrankenlose Ungerechtigkeit in diesem öden Landstrich die Seele zerfraß, hatte er sich am Ende der Sache der Arbeiter so sehr verpflichtet gefühlt, dass er seinen Traum, sich in Antofagasta niederzulassen, aufgab. Auch wenn er nie beigetreten war (ihn würden niemals Statuten, Normen und Vorschriften leiten), war er mit der Zeit zum glühenden Anhänger der Sozialistischen Arbeiterpartei des inzwischen verstorbenen Luis Emilio Recabarren geworden. Und hatte bei seinen Reisen von einer Minensiedlung in die nächste

sogar häufig als Kurier oder Bote für geächtete Dichter und Arbeiterführer fungiert, die in dunklen Neumondnächten, durchgefroren bis auf die Knochen, die Arbeiter in aufgelassenen Salpetergruben versammelten, auf dass ihnen ein Licht aufgehe.

Er war vollkommen davon überzeugt, dass die Arbeiterklasse jeden sich bietenden Weg beschreiten musste, um sich von der Herrschaft des Kapitals zu emanzipieren, und nahm kein Blatt vor den Mund, wenn er das seinen Stammkunden darlegte; alten Salpeterarbeitern, die ihm unter dem Wachstuch stumm zuhörten und es nicht wagten, mit der Wimper zu zucken oder seinen Brandreden auch nur mit einer Silbe zu widersprechen. Weil man ihn nämlich häufig, während er die glänzende Klinge seines Rasiermessers abzog («Der Rasiermesserrevoluzzer» wurde er mittlerweile hinter vorgehaltener Hand genannt), mit einer Entschlossenheit, bei der sich dem jeweiligen Opfer auf seinem Stuhl die Nackenhaare sträubten, hatte sagen hören, in der Geschichte der Menschheit hätten schon so viele Barbieri den Hals des gerade amtierenden Tyrannen unter ihrem Messer gehabt und nicht einer sei Manns genug gewesen, mit eigener Hand für Gerechtigkeit zu sorgen. »Aber ich, Herrgottverdammte«, sagte er schleppend zum bedächtigen Schaben der Klinge über dem Streichriemen, »ich würde dem ersten dieser Schweinehunde, der sich auf meinen Stuhl setzt, ohne Gewese die Kehle durchschneiden.«

Noch immer schlaftrunken, merkte der Barbier plötzlich, dass die Klaviermusik verstummt war und man stattdessen Kinderstimmen hörte, die im Chor ein herz-

zerreißendes Liebesgedicht aufsagten. Er hatte die kleinen Vortragskünstlerinnen gar nicht kommen hören. Ihre Rezitation wurde ab und zu von der Stimme seiner Tochter unterbrochen, die auf die grundsätzliche Bedeutung der Mimik hinwies oder darauf, dass die korrekte Betonung der Wörter, bitte, Mädchen, in Gottes Namen, vergesst das nicht, einen erheblichen Einfluss auf das feine Gehör des Publikums hat. So romantisch war ihm seine Golondrina geraten. Er musste daran denken, wie er sie, dreizehn Jahre nach seiner Ankunft in der Minenregion und sechs seit seiner Geschäftseröffnung in Pampa Unión, zu sich geholt hatte. Sie war damals gerade mit der Schule fertig und zu einer jungen Frau von erlesener Schönheit gereift. Pampa Unión war schon nicht mehr der kleine, chaotische Marktflecken gewesen wie zur Zeit seiner Ladeneröffnung, als die Straßen noch mit Petroleumlaternen beleuchtet wurden und keine Namen trugen, die Leute »Ladenstraße« zur Hauptstraße sagten und »Hurenstraße« zu der dahinter, wo die meisten Bordelle lagen, die dem Ort zu seinem legendär schlechten Ruf verholfen hatten. Große schäbige Bretterschuppen waren das gewesen, wo Unmengen phlegmatischer Huren, die man aus dem Süden des Landes hergeschafft hatte, in Zimmern ohne Fenster und Tür zur Straße eingesperrt waren; traurige Freudenmädchen, die von ihren gemeinen Luden und sauertöpfischen Puffmüttern nur manchmal nach dem Mittagessen kurz ins Freie gelassen wurden; für genau eine halbe Stunde, die sie, auf dem Gehweg sitzend damit verbrachten, ihre vielbefummelten, nachtbleichen Brüste und die milchweißen Schen-